

Svealena Kutschke: „Gespensterfische“

## Ein Jahrhundert Psychiatriegeschichte

Von Marie Schoeß

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 16.04.2025

**Svealena Kutschke erzählt in ihrem Roman „Gespensterfische“ vom Leben in einer psychiatrischen Klinik. Rund 100 Jahre nimmt sie dafür in den Blick und folgt allen denkbaren Perspektiven – Ärztinnen und Ärzten, Pflegerinnen und Pflegern, Patientinnen und Patienten.**

Olga Rehfeld, eine der berührendsten Figuren in Svealena Kutschkes neuem Roman „Gespensterfische“, ist schon seit Jahrzehnten in der Janssen-Klinik. Immer schon, sagen die Pfleger. In jedem Fall zu lang, um sie wieder ins Leben zu entlassen.

„Sie funktionierte nur hier. Das war der einzige Ort, an dem die Wucht des verpassten Lebens sie nicht brachlegte. Ein soziales Feld, dessen Regeln sie kannte. Ein Ort, an dem ihre schnellende Zunge niemanden erschreckte, ihr Malmen und Schmatzen niemanden ekelte.“

Die Nebenwirkungen der Medikamente – vor allem diese Zunge, die ihr nicht mehr gehorcht – sind zu sichtbar. Zu groß ist die Angst vor dem Leben draußen. Das wissen alle in der Janssen-Klinik. Was nicht alle wissen – was auch der Roman erst Kapitel für Kapitel entfaltet – ist, wie Olga Rehfeld hierhergekommen ist.

### Die Arzt-Frau wird zur Patientin

Kutschke verfolgt ihre Geschichte bis in die 1930er Jahre zurück: Rehfeld ist die Frau von Hagen Fellner, einem der Ärzte in der Janssen-Klinik. Sie ist Schriftstellerin, genießt es, wenn er seine Patientinnen versorgt, und sie zu Hause Ruhe zum Denken und Schreiben hat.

„Fellner hatte einmal, nach einem beschwingten Abend, liebevoll gesagt, wie sehr ihre Figuren ihr ans Herz gingen, das zeige ihre mütterliche Seite, was Rehfeld vorsichtig verneinte. Daraufhin hatte er ihre Hand gestreichelt und verträumt gesagt, sie werde schon sehen, wie ein Kind ihre Aufmerksamkeit binden werde, da bleibe nicht mehr viel Zeit für die Dichtung, das werde ihr dann aber gar nicht fehlen, da sei er ganz sicher.“

Svealena Kutschke

### Gespensterfische

Schöffling & Co. Verlag, Frankfurt

224 Seiten

24 Euro

Etwas später erkennt Fellner in der Kinderlosigkeit schon das Symptom einer Krankheit und noch etwas später macht er aus seiner Frau seine Patientin: Sie wird eingewiesen, mit Medikamenten ruhiggestellt.

### **Ein Reigen der Lebensgeschichten**

Diese Konstellation böte genug Stoff für einen ganzen Roman, aber Svealena Kutschke ist auf etwas anderes aus. Rehfeld ist nur eine von vielen Figuren, Kutschke springt zwischen Patienten, Ärzten und Pflegern hin und her, verwebt Lebensgeschichten und durchschreitet mit ihrem Figurentableau ein ganzes Jahrhundert. Und doch ziehen sich einige Fragen durch alle Geschichten: Wie belastbar sind Klassifikationen wie „gesund“ oder „krank“? Ist Rehfeld tatsächlich die Kranke, oder nicht doch ihr Mann, der scheinbar gesunde Arzt? Immer wieder sind die Grenze zwischen Therapierten und Therapierenden in dieser Klinik alles andere als stabil. Und noch weitere Fragen laufen in diesem Roman immer mit: Wie spiegeln sich in einer Psychiatrie Gesellschaft und Politik? Was verraten die Diagnosen, die Frauen erhalten, über den Blick auf Frauen zu dieser Zeit? Noll ist eine dieser Frauen, wichtigste Vertraute, Verbündete von Rehfeld, eine andere: Laura Schmidt.

„Am Nachmittag, wenn Kuchen ausgegeben wurde, setzte Laura sich manchmal zu Rehfeld und Noll ans Fenster. Die unvermittelten Zuckungen in Rehfelds Gesicht erschwerten das Essen. Reflexhaft hatte Laura das erste Mal die Sahne von Rehfelds Bluse gewischt, die aufgezwungene Intimität einer Klinik, Laura empfand darüber Erleichterung. Zwischen den Kuchentellern zerlesene Bücher und Notizhefte.“

Svealena Kutschke gelingt das Kunststück, ein großes Figuren-Ensemble zu entwerfen, ohne je mit Klischees, mit typisierten Darstellungen zu operieren. Alle Figuren sind differenzierte Charaktere, viele von ihnen ambivalent. In Laura findet Kutschke das Zentrum des Romans, von ihr ausgehend lassen sich alle anderen Geschichten erzählen.

### **Ein metapoetisches Romanprojekt**

Denn als sie Rehfelds Notizhefte in die Finger bekommt, bohrt Laura weiter: Welche Menschen hat Rehfeld in ihren Aufzeichnungen – Echoräume des Kliniklebens – beschrieben? Warum, fragt sie sich, sind sie in der Klinik gelandet, welches Leben haben sie davor, danach geführt? Und kann sie – selbst Künstlerin – von diesen Leben erzählen?

„Sie hatte ihm am Telefon erzählt, dass sie ursprünglich eigentlich nur zu Rehfeld arbeiten wollte, dass sich dann die Fellner-und-Fellner-Geschichte nahezu aufgedrängt habe, und allein Rehfelds Geschichte wolle auf mehreren Ebenen erzählt werden, denn natürlich verdiene die Liebesgeschichte zwischen Noll und Rehfeld eine Bildsprache, die sie deutlich abhebe von der jahrzehntelangen Gewalt, die Rehfeld in denselben Räumen widerfahren sei. Und schließlich gäbe es ja auch Rehfelds Manuskript, das ja eine eigenständige Erzähls pur usw.“

Wenn Laura über ihre Recherchen nachdenkt, über die Bildsprache, die es für die vielen Geschichten aus der Klinik bräuchte, dann arbeitet Kutschke Miniaturen, Spiegelbilder ihres Romans in den Roman selbst ein. Laura ermöglicht es ihr, beides schreiben: einen Klinik-Roman und einen Kunst-Roman.

### **Ausstellen der eigenen Kunstfertigkeit**

Dieses Spiel mit der Metaebene betreibt Kutschke offensiv, stellenweise wirkt es, als müsse sich der Roman auf diese Weise seines eigenen Kunstcharakters versichern. Und dieser Eindruck setzt sich in der Sprache fort:

„Wie so häufig waren Florian und sie ineinander gefaltet eingeschlafen, alle Gliedmaßen verflochten, [...] auch die Beine ineinander gefaltet [...].“

Eigentlich hätte das Bild von ineinander gefalteten Körpern genügt, ein starkes Bild, das einem sofort vor Augen steht. Dass Kutschke diesem Bild nicht vertraut, sondern ein zweites einführt, gleichzeitig das Bild gefalteter Körper und verflochtener Körperteile evoziert, verstärkt den Effekt der Bildsprache nicht, im Gegenteil. Diesen bisweilen gespreizten Umgang mit Sprache hätte der Roman nicht nötig. Kutschke gelingt es enorm gut, gesellschaftliche Fragen in fiktionalen Geschichten zu verweben. Eine künstliche Verstärkung schwächt das nur.